III. Jahr Heft 10

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

L. E. Tesar: Gut und Böse / Georg Trakl: Gedichte / Peter Fellner: Knabe im Sommer / Karl Linke: Der Taube / Josef Georg Oberkofler: Biblische Gedichte / C. Dallago: Gegenüberstellung / Hugo Neugebauer: Tod und Liebe / Carl Dallago: Meine Einsamkeit redet / Karl Borromäus Heinrich: Briefe aus der Abgeschiedenheit / Karikaturenfolge 58: Max von Esterle: Ludwig von Hörmann

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 15. Februar 1913 Heft 10

Gut und Böse / von L. E. Tesar

Ein Gespräch

Ich glaubte einmal, daß ein Maßstab von Gut und Böse wäre, welcher jenseits alles Individuellen läge. Ich glaubte an ein Ziel im Geschehen. Ich bildete mir ein, kein Knecht eines Dogmas, sondern Jünger der Seele, meiner Seele, zu sein. Und fürwahr, wenn ich jene Zeiten zurückdenke, ahne ich eine Art Verklärung über ihnen. Dieses Ziel mußte mir mehr als ein Programm gewesen sein; ich dachte neben ihm kein anderes möglich. Ich schaute die Arme Gottes gebreitet, mich zu empfangen; ich hielt mich gesendet aus der Lende Gottes. Ich wußte, wer Gott umarmt, spürt keine Zerfahrenheit mehr, keine Trennung zwischen sich und den anderen."

„„Und warum begannst Du zu zweifeln?""

„Ich weiß das nicht. Wurde das Leben um mich wach? War auch ich an ein Programm verhaftet? Verwechselte ich die Grenzen meines Gartens mit jenen der Welt?"

„„Und vermeinst Du nicht heute, daß das Tal des Zweifels das Einzige wäre, in welchem das Leben sich abspielen könnte?""

„Wochen genügten, Nebel auf die Wege zu legen, auf denen ich Jahre gewandert. — Damals erachtete ich als des Mannes allein würdige Beschäftigung: die Philosophie und die Kunst."

„„Du wirst auch diesen Zweifel überwinden. Die persischen Weisen verlangen, daß der Mensch über sieben Erden

ſchreite; eine von ihnen iſt die Erde des Zweifels. Der Zweifel fiel in Dich, als Du anfingſt, Dich nach dem Werke zu ſehnen.““

„Der Zweifelnde wird kein Werk tun. Die Frage ſtörte ihn: was ſoll das Werk? Freilich, was ſind im Grunde die Namen Zweifler und Poſitiver? Sind ſie anderes als Bezeichnungen? Sie hängen an dem Menſchen nicht feſter als ein Hemd.“

„„Doch die Namen geben nicht zu ſelten ihren Trägern den Sinn.““

„Ehedem nannte ich den Menſchen des Studiums einzig lohnende Materie. Ich ſprach im Bilde. Ich verglich den Trieb, der zur Erforſchung des Menſchen führe, mit dem Sehnen nach der Braut, von der im Hochzeitsgemach die Hülle falle und die vor dem Begehrenden ſtünde rein und ſtark und hüftenbreit, voll Duft über den geſchwellten Gliedern. Das Bild hat Pathos, aber es iſt ohne Erkenntnis. Ich antwortete mir nur und ich fragte nicht: was aber iſt der Menſch?“

„„Im äußerſten Denken krümmt ſich der Geiſt des Einzelnen gegen den Einen Geiſt, der allein beſteht. Wie die Woge gegen das Meer ſich biegt und ſie beſchaut, ehe ſie in die Mutter ſinkt.““

„Wenn nur ein Einziger Geiſt wäre und die Menſchen wären bloß deſſen Aeußerungen, woher rührten die Klüfte, welche zwiſchen den Menſchen gähnen?“

„„Warſt Du es nicht, der ehemals behauptete, daß es in jedem Augenblick nur ein, ein Einziges Leben, und ein, ein Einziges Lebendiges geben könne? Der die geſellſchaftliche Erſcheinung, die wiſſenſchaftliche Erſcheinung, die künſtleriſche Erſcheinung verſchiedene Seiten der gleichen Tätigkeit des gleichen Tätigen nannte?““

„Ich hielt die Welt nach Zwecken eingerichtet. — Heute frage ich: Iſt das Geſchehen der Welt vom Zwecke beſtimmt?

Iſt es von Zufällen beſtimmt? Hat das Geſchehen irgend einen Sinn? Sinn habe nur ich, der Menſch. — Ich überſah den Widerſpruch zwiſchen der Notwendigkeit eines zu tuenden Schrittes und der Wirklichkeit des getanen Umweges. Den Widerſpruch in jenen, welche die Notwendigkeit des Helden und die Erkenntnis des Helden in ſich tragen und in die Wirklichkeit des Gauklers treten müſſen."

„„Wenn aber, was Dich Umweg dünkt, die Notwendigkeit wäre?""

„Gibt es eine andere Notwendigkeit als jene, deren Maßſtab ich bin? Auf dem Boden Deines Einwurfes liegt wieder der unkritiſche Glaube an unbedingte Maßſtäbe."

„„Woher nimmſt Du das Recht zu Deinem Zweifel, wenn nicht aus dem Glauben. Du glaubſt an den Zweifel, wie der andere an das Abſolute glaubt.""

„So wäre denn alles Gefühl und Wiſſen wäre nichts! Durch die Behauptung würde der Zweifel an dem Zweifel irre. Das Ich, das ſeinem Träger, Mir, unbegreifliches Problem wurde, da es die anderen Ichs gewahrte, die ſeine Rätſel ſpiegelten, würde bloßer Schatten fremder Geheimniſſe. Die Menſchen würden Träume eines anderen."

„„Deſſen Bewußtſein zu erlangen, ihre höchſte Aufgabe wäre. Die erkenntniskritiſche Löſung der Frage von Raum und Zeit als angeborene Anſchauungsformen befriedigt das Ich nicht. Es will zu Jenem dringen, der dieſer Formen Anfang und Ende iſt.""

„Und wir ſtünden wieder am Beginn; nur daß Gott, der Schöpfer, zu Gott, dem Träumer, geworden. Noch eher könnte ich glauben, es ſei Gott in die Menſchen zerbrochen, und das Ich, dieſes durch die Zeit in den Raum geriſſene Loch, ſei eine ſterbende göttliche Scherbe."

„„Du erſetzeſt die geordnete Einheit des Lebendigen durch die ſataniſche Vernichtung. Du leugneſt des Menſchen

höchſte Möglichkeit, überall das Geſetz zu erſchauen und dadurch zu erkennen.““

„Die Wirkung deſſen, das Du Satan heißt, iſt der Quell des Geſchehens. Sein iſt Tod, Werden iſt Leben. Werden aber iſt zugleich zerſtören. Der ſich ſelbſtgefällig in die Einheit einſenkt, zerfließt in ihr; denn ſie hat keine Grenzen, ſie iſt ſtrukturlos. Gäbe es Gott und Satan, nur der Menſch, der dieſem diente, könnte ſich ein ewiges Selbſt erhalten. Er legte um ſein Ich dadurch die Reifen, die es vor dem Auseinanderfall bewahren.“

Der andere der Sprechenden zürnte. „„Du irrſt. Des Satans Thron iſt Eis. Sein Hauch häuft ſich um ihn in ewigen Perlen. Das Herz deſſen, der ihm naht, ballt ſich zum gefrorenen Klumpen. Die vor Satan treten, ſterben. Sein Sitz bleibt einſam.““

„Und wie denkſt Du Dir den Sitz Gottes? Langweilte Dich niemals der Bibel Verſprechen, daß alle Seligen in der gleichen Weiſe Gott anſchauen? Sie ſitzen um ihn, der Sucht bar, des Wunſches bar, des Traumes bar, in unverrückter ſtummer Paſſivität.“

„„Vom Ziel des Weges, den wir ſchreiten ſollen, kommt mir keine Empfindung zu. Weder Wärme, noch Kälte. Ich halte ſeinen Ort für leer. Er wartet auf uns, daß wir ihn dereinſt erfüllen. Wir, die wir die Ewigkeit gewonnen haben, durch den Glauben, daß der Keim des Guten, des Ewigen, in uns ſteckt, und wir einander zu ſeinem Wachstum helfen ſollen.““

Die Freunde ſchwiegen. Als der Abend gekommen war, ſuchten die Augen deſſen, den die Zweifel quälten, den hellſten Stern des Himmels. Jenen, den ſie Luzifer benennen. Er dachte an die Einſamkeit des Geiſtes, der den Vater leugnete und ſein Angeſicht den Brüdern nur im Tode ſchauen läßt.

(Juni 1911)

Zwei Gedichte / von Georg Trakl

Nähe des Todes

O der Abend, der in die finsteren Dörfer der Kindheit geht.
Der Weiher unter den Weiden
Füllt sich mit den verpesteten Seufzern der Schwermut.

O der Wald, der leise die braunen Augen senkt,
Da aus des Einsamen knöchernen Händen
Der Purpur seiner verzückten Tage hinsinkt.

O die Nähe des Todes. Laß uns beten.
In dieser Nacht lösen auf lauen Kissen
Vergilbt von Weihrauch sich der Liebenden schmächtige Glieder.

Abendlied

Am Abend, wenn wir auf dunklen Pfaden gehn,
Erscheinen unsere bleichen Schatten vor uns.

Wenn uns dürstet,
Trinken wir die weißen Wasser des Teichs,
Die Süße unserer traurigen Kindheit.

Erstorbene ruhn wir unterm Hollundergebüsch,
Schaun den grauen Möven zu.

Frühlingsgewölke steigen über die finstere Stadt,
Die der Mönche edlere Zeiten schweigt.

Da ich deine schmalen Hände nahm
Schlugst du leise die runden Augen auf.
Dieses ist lange her.

Doch wenn dunkler Wohllaut die Seele heimsucht,
Erscheinst du Weiße in des Freundes herbstlicher Landschaft.

Knabe im Sommer / von Peter Fellner

Die Lateinſtunde war faſt um, Georg Angerers Platz war leer geblieben. Sein Nebenmann ahnte wohl, daß es auch diesmal nicht Krankheit ſei, die ihn fernhielt, und ſandte einen ſehnſüchtigen Blick zum geöffneten Fenſter gegen die Stadtwälle hinaus. Auf einer Schanze oben am Hügel ſaß Georg, freute ſich der Freiheit, der warmen Frühlingsſonne und der klaren Luft, die voll von dem Geruche der feuchten Erde und der erſten Veilchen war und träumte von Erlebniſſen der Zukunft.

Weit unter ihm, bei den Kaſtanienbäumen ſaßen zwei Soldaten bei einem Schützengraben, ließen die Beine herabhängen und bliesen doppelſtimmig ein Signal. Hell und männlich eilten die Töne durch die Stille den Hügel hinan. Da traten Tränen in die Augen des Knaben, er legte ſich zurück, griff mit den Armen in die Luft und ein Stöhnen löſte ſich in ſeinem Innern. Dann ſetzte er ſich plötzlich wie ertappt auf, es war ihm, als hätte ihn jemand beobachtet. Doch die beiden Liebenden, die ſich unweit von ihm niedergelaſſen hatten, ſahen ihn nicht, ſie hielten ſich eng und küßten einander. Er ſchämte ſich ſie zu beobachten und doch umklammerten ſeine Blicke das Bild und wieder fühlte er das Flimmern vor den Augen und den ſtechenden Schmerz in der Bruſt. Da ſchlich er ſich fort und eilte den Abhang hinab; der Nachmittag war ihm zerſtört, er bereute die Schule verſäumt zu haben und nannte ſich unnütz und verworfen.

Dieſe Zerfahrenheit dauerte nun ſchon ſeit dem Winter. Er war ſcheu und ängſtlich geworden, mied die Kameraden, war hager und blaß. Nannte jemand irgend eine ſchöne Frau mit Namen, ſo errötete er, als wäre ſie ſeine Geliebte. Seine Mutter merkte erſt die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, als er einmal meinte, es gäbe für ihn

keine Lieblingsſpeiſen, das Eſſen ſei überhaupt zu langweilig und als er unvorſichtig herausplatzte, unter allen Menſchen, die er kenne, halte er ſich für den jämmerlichſten. Der Vater überhörte derlei Reden, doch als Georg einſt beim Abendeſſen die Hand an die Stelle der Tiſchkante legte, die das Stubenmädchen mit dem Schenkel berührte, da dachte auch er, daß man für den Knaben etwas tun müſſe. Nach langen Beratungen entſchieden die Eltern, daß der Aufenthalt bei einem Förſter für den Jungen das einzige Richtige wäre. Doch fand ſich kein Förſter, der ihn nehmen wollte. Man erinnerte ſich alſo eines Oheims, der im Gebirge in einer zwar waldarmen aber geſunden Gegend lebte. Und einige Wochen ſpäter hielt das Poſtwägelchen, dem Georg entſtieg, vor dem kleinen Kaufmannsladen dieſes Oheims. Der Knabe hatte ſich die ganze Fahrt über gefreut, den Oheim endlich vor ſich zu ſehen, denn er wußte von ihm, daß er ſchiele. Noch knapp vor der Abfahrt hatte ihm die Mutter die luſtige Geſchichte erzählt, wie ſich Onkel Michael als Jüngling auf einem Balle vor einem Mädchen verbeugt hätte, doch zu ſeinem Erſtaunen hätte ſich eines in der anderen Ecke des Saales erhoben. Der Oheim trug einen dunklen Andreas-Hoferbart und verſprach treuherzig, daß Barfußgehen und Waldluft jede Krankheit vertreiben werde.

Einſamer als in dem Dorfe hätte es der Knabe bei einem Förſter auch nicht gehabt; denn als der erſte Verſuch, ſich mit der Dorfjugend zu befreunden, mißlang, war er völlig allein. Die Kinder umſtanden ihn das erſtemal, wie es etwa Spatzen mit einem Papagei tun würden, dann begannen ſie ein Spottlied zu ſingen und überſchütteten ihn ſchließlich mit einem Steinregen. Georg hielt ſich daher an die Tiere, die ihn ohne Mißtrauen aufnahmen. Die Hühner am Hofe beguckten neugierig ſeine noch weißen Füße, die jungen bepickten ſie dumm. Er lernte nach und nach ihre Sprache und ihr Gebahren und machte ſie ſich durch Maikäfer, die

er in ſeinen Taſchen mitbrachte, und Hafer, den er dem Oheim ſtahl, völlig ergeben. Und ſo gings mit den Schwalben unterm Dachrand und allem, was auf dem Hofe Schutz und Unterſtand hatte; und ſelbſt die Bienen unter den Häubchen des blauen Fingerhuts im kleinen ſonnigen Garten waren ihm Zerſtreuung und Geſellſchaft. So vergingen ihm die Tage in ſonnenwarmer Zufriedenheit. Er hatte es bis jetzt ſtets hinausgeſchoben in den Wald zu gehen, denn er fürchtete ſich vor deſſen Schatten und Stille. Doch ſchließlich meinte er, man erriete ſeine Gedanken, und machte ſich dahin auf. Zwiſchen Gärten führte der Weg zum Bach, der ſich hier in mehrere Arme teilte, breite Sandbänke bildend. Herden von Gänſen ſonnten ſich hier; ſie badeten im ſeichten Waſſer, ſtanden auf einem Bein den Kopf unterm Flügel, oder ſaßen träge am Ufer und zupften das Gras, das ihnen erreichbar war. Dann hielt der Weg auf eine Allee von Apfelbäumen und ſtieß ſchließlich auf einen Bauernhof, hinter dem er umbog. Zu beiden Seiten des Weges ſtand hier hoch aufgeſchichtetes Holz, gleichſam ein Tor bildend, und ein Holzverſchlag mit Ackergeräte erhöhte in Georg das Gefühl, mitten in den Hof des Hauſes gelangt zu ſein. Am Wege lag ein Baumklotz, auf dem Holz klein gehackt worden war, das noch überall verſtreut herumlag. Die Sonne brannte auf den kleinen Platz, die Luft war ſchwer vom Geruche des harzigen Holzes und der trockenen Nadeln. Niemand arbeitete, nichts rührte ſich, kein Hund bellte, keine Kuh rief hungrig nach Gras. Um die geſchloſſenen blumenleeren Fenſter hatte ſich früher wilder Wein gerankt, jetzt hing er in verdorrten Schnüren herab. Die kleine Haustür ſtand halb offen. Georg ſah den Hof des Hauſes in blauem Schatten, eine Brüſtung, durch Säulen mit dem vorſpringenden Dache verbunden, umlief ihn bis zu dem rußigen Herd. Betroffen von der unnatürlichen Stille ſuchte er nach etwas Lebendigem. Nur große Kreuzſpinnen hingen ſchwer

in ihren Netzen am Schichtholz. Das Wort „Blutsauger“ fiel ihm ein und er schlich vorbei und erst hundert Schritte weiter, schon wieder zwischen den Wiesen unter den Apfelbäumen, wagte er es laut zu pfeifen, um die Angst aus seinem Blute zu vertreiben. Täglich klopfte nun sein Herz, wenn er auf dem Wege zum Wald bei dem geheimnisvollen Hofe vorbei mußte. So vergingen etliche Tage, als er sich wieder dem Hause näherte und erst beim kleinen Haustor vom Boden aufblickte. Da lehnte ein hagerer Mann lässig in der Tür, er berührte den Querbalken fast mit dem Kopfe und hielt ein Beil in der Hand. Georg fühlte plötzlich eine brennende Wärme in den Augen, wie durch trübes Glas sah er die langen Beine des Mannes in lehmfarbenen Hosen, die am Knöchel zu kurz waren, und die nackten knochigen Füße mit ihren knolligen Zehen. Der Mann in der Türe bemerkte ihn, schien ihn aber nicht zu sehen, denn seine wässerig blauen Augen ruhten so empfindungslos auf dem Knaben, als wäre er eine Katze am Wege. Georg taumelte vorbei, er spürte das Beil im Rücken stecken und hielt sich steif, um es nicht zu bewegen.

Zuhause fragte er den Oheim nach dem Manne. Es sei der Berg-Simon, so geheißen, weil der Berg mit dem Wald ihm gehöre. Auch alle Apfelbäume und rund die Wiesen seien sein Eigen. Trotzdem arbeite er mehr als irgend einer, denn er dulde keinen Knecht auf seinem Hofe. Niemand im Dorfe spreche mit ihm, niemand betrete sein Haus, denn allen sei sein gotteslästerlicher Verkehr mit seiner eigenen Schwester bekannt. Georgs Seele kam über diese Geschichte nicht mehr zur Ruhe, er mußte sich stets die Schwester ausmalen und ging wie im Traume umher. Zu jenem Hause wagte er sich jetzt gar nicht mehr, er versuchte zwar öfters den Gang, doch kam er nur bis zu den Sandbänken der Gänse, ließ sich zwischen den Weiden nieder, blickte die Allee entlang und träumte. In diesen Tagen befand sich Georg einmal in dem

kleinen, halbdunklen Laden des Oheims, als ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren eintrat. Ihr blondes, fast rotes Haar hob sich von den matten Farben des Zwielichts wie eine Flamme ab. Ihre großen Augen blickten alles neugierig mit halber Koketterie an, die hohe Brust umspannte ein Jäckchen aus blauem, vom Lichte verblaßten Leinen. Als sie den Arm zum Kopf hob, zeigte sich eine Stelle des Stoffes in seinem früheren dunklen Blau und erhöhte die Plastik der Achselhöhle. Selbst den Oheim schien dieses Geschöpf zu beleben, denn er scherzte mit ihr und beschenkte sie. Er nannte sie Peppa. Sie hatte Georg im Hintergrunde bemerkt. Etwas befremdet maß sie ihn im ersten Augenblick, doch bald ruhten ihre Augen auf ihm, als koste sie von einer neuen, ungewohnten Ware. Als sie die Türe hinter sich geschlossen hatte, schien es Georg doppelt düster zu sein, er stahl sich hinaus, und blickte ihr die Landstraße nach, bis sie hinter einer Scheune verschwand.

Und als er wieder zwischen den Weiden saß und nach dem Hause am Ende der Allee sah, da bekamen zum ersten Male seine Träumereien über des Bergsimons Schwester schärfere Umrisse. Sie mußte wie Peppa sein. Und vor seinen Augen tauchten Bilder auf, in denen er stets das Aufkeimen der Liebe Simons zu Peppa erlebte. Eine heiße Wiese, — Peppa und Simon rechen das Heu. Er steht hoch am beladenen Wagen, Peppa reicht große Bünde empor, die blaue Stelle unterm Arm winkt herüber, ihr Haar ist voll von Heu. Dann lenkt er das Pferd heim, sie geht stolz und glücklich an seiner Seite. Und abends im dunklen Stall in der schweren, schwülen Luft finden sich ihre Hände. Diese Liebe hatte für Georg nichts mehr Gotteslästerliches, er setzte sich im Geist an Simons Stelle und liebte mit jenem die eigene Schwester; nichts Verbotenes fühlte er darin, daß seine Schwester von ihm, dem Schüchternen, der nicht offen werben konnte, das Leiden seines Körpers nahm und sich ihm hingab. Jetzt hatte

das Haus auch das Geheimnisvolle verloren, und er wünschte sich hin. Und als er den Platz zwischen dem Schichtholz betrat, kam nicht jene blutleere Angst über ihn wie früher, eher ein Gefühl, als sei er von der Straße in eine ärmliche Dorfkirche getreten. Und mit freiem Gemüt betrat er später den Wald. Er sah nach seinem Maulwurf, den er in einen Ameisenhügel getan, ob das Skelett schon fühlbar sei, dann ging er zu seinem Wespennest im hohlen Ahorn. Und zum erstenmal beschloß er den Berg zu besteigen, um vom Gipfel ins Land zu sehen. Und hastig begann er auszuschreiten, als gelte es die Erstürmung des Berges. Doch als er nach fast einstündigem Steigen den Gipfel erreichte, und auch hier Baum neben Baum stand, war er etwas enttäuscht, um die Aussicht betrogen zu sein. Ruhig und ernst war's da oben inmitten der hohen Farne, als wäre noch nie jemand hier gewesen. Er sah zwischen den Wipfeln den zartblauen Himmel durch, da sprang er froh auf den Rücken eines großen Steines und nahm stolz vom höchsten Punkt des Berges Besitz. Und er warf die Arme in die Luft, als sollten alle Eichhörnchen, Wiesel und Rehe, die ihm begegnet waren, dem neuen Herrn des Berges huldigen. Dann begann er den Abstieg und rastete bei einer Lichtung, von der er doch noch Dorf und Wiesen überblicken konnte. Es begann gerade Mittag zu läuten. Er sah von seinem Platz die kleine Glocke im runden Kirchenfenster bald die Füßchen, bald das Röckchen zeigen und glaubte die Töne, die er hörte, sich an die kleinen Wolken klammern zu sehen, die am Himmel standen. Und als er dann zu seinen Füßen die Wiesen sah, bemerkte er einen Baum, der, der einzige unter allen, in seiner zweiten Blüte wie in einer rosigen Glorie stand. Den wollte er in der Nähe besehen und nahm sich ihn zum Ziele. In Sprüngen kam er rasch ins Tal. Er freute sich, seine Füße im moosigen Grase trappen zu hören, er ergriff seine beiden Rockschöße und lenkte sich, als hätte

er Zügel in Händen, er ſchnaubte, wie junge Pferde ſchnauben, und machte wie ſie erſchreckte Seitenſprünge, wenn ein Stein im Wege lag. So war er, ohne es recht zu merken, in die Nähe des blühenden Baumes gekommen. Am unterſten Aſte ſah er an einem dünnen Leibriemen einen Mann ſchlaff herabhängen und im Winde faſt unmerklich ſchwanken. Lange Beine hingen in lehmfarbenen Hoſen und gegen die Sonne ſpreizten ſich wie im Krampfe die Silhouetten knolliger Zehen. Da riß es ihn zurück, er griff an ſeinen Hals, machte kehrt und rannte ohne anzuhalten den Weg bis nachhauſe, wo er mit irrem Blick mehr ſtöhnend als ſprechend dem Oheim berichtete, was er geſehen hatte.

Der Taube / von Karl Linke

Von jeher war mir alles zu laut geweſen. Ich bin ein leiſer Menſch und will leiſe behandelt werden. Dreißig Jahre wußte ich nicht, was ich wollte; ich mußte unter Menſchen leben, die beſtändig ſchrieen. Heute erſt iſt es um mich ſo ruhig, wie ich es mir ſchon lange gewünſcht habe.

Als Knabe waren mir ſchon die Spiele der Kameraden zu laut. Einmal wollte ich mittun und ſagte leiſe meine Meinung. Da ſprang ſo ein wilder Junge her, gab mir einen tüchtigen Stoß in die Seite und ſchrie mir ins Ohr: „Red lauter! Du!“

Den ganzen Tag klang es wie ſchlagende Metallhämmer in mir und während der Nacht kam ein ſtarkes Zittern über meinen Körper und eine unbegreifliche Angſt erfaßte mich. Gegen Morgen wurde mir ſehr heiß und dann war ich geſund. Die Knaben aber fanden es bald heraus, warum ich mich von ihnen fernhielt. So oft ſie mich jetzt ſahen, brachen ſie in ein entſetzliches Gejohle aus, mit dem ſie mich auf dem nächſten Wege heimtrieben.

In der Schule ging es mir zwei Jahre gut. Da hatte ich einen leisen Lehrer. Aber dann kam einer, der überhaupt nur schrie. Kam er in das Klassenzimmer, so schrie er, wenn die Fenster geöffnet waren. War Feuer im Ofen, schrie er, er wolle kein Feuer; war aber keines im Ofen, dann brüllte er so lange in den Stiegenraum hinunter, bis der Schuldiener kam und einheizte. Er war der verkörperte Schrei. Mit uns Buben verkehrte er überhaupt nur schreiend. Für jeden hatte er ein Schimpfwort ausgedacht. Mich nannte er Zitterrochen. Manchmal, wenn er wissen wollte, ob einer fehle, sagte er alle diese Namen mit großer Geschwindigkeit der Reihe nach herunter, worauf jeder: Hier! sagen mußte. Aber schon beim zehnten Namen schrieen alle: Hier! und der Lehrer verstärkte seine Stimme, um sich in dem Tumult noch verständlich zu machen. Zum Schlusse gab es nur noch ein wüstes Indianergeheul. Dann warf er mit großem Krach den Sessel auf das Podium. Das war das Zeichen zur Ruhe. Nachher begann die Rechenstunde. Einmal mußten alle Kinder ihre Spottnamen recht laut und zugleich hersagen, was einen so furchtbaren Schrei setzte, daß ich zwei Tage krank war. Ich war oft krank in diesem Jahr und war dessen froh. Ich war natürlich „nicht reif" und blieb noch ein Jahr in derselben Klasse.

Als ich aus der Schule entlassen wurde, wollte ich Krankenwärter werden. In einem Krankensaale, dachte ich, müßte es recht ruhig sein, da Kranke keine Lust und keine Kraft zum Schreien hätten. Als mir aber einer erzählte, daß die Kranken oft schrecklich stöhnten und er mir das auch vormachte, verzichtete ich auf diese Stellung.

Ich ging dann zu einem Photographen. Photographien haben mir immer gefallen; sie sind so still und erzählen so viel. In einem Hausflur waren viele solcher Bilder ausgestellt, und ich stand wohl eine Stunde davor. Unter hunderten von Menschen stand ich und alle waren so ruhig. Da ging

ich hinein und fragte den Herrn, ob die Arbeit des Photographen ganz leise wäre. Er sah mich von der Seite an und fragte:

„Was willst Du?“

Ich holte mein Zeugnis aus der Tasche und gab es ihm. Er nahm mich auf und ich mußte Glasplatten mit Nummern versehen und große Verzeichnisse anlegen. Nie ist mir eine Platte zerbrochen; ich hätte es nicht ausgehalten.

An meinem sechzehnten Geburtstage kam ins Atelier ein Mädchen, das sich photographieren lassen wollte. Ich hatte bis dahin noch kein lebendes Mädchen angesehen. Sie redete eine Weile leise mit meinem Herrn und ging dann zurück, um auf einem Diwan Platz zu nehmen. Es war nie mein Amt, aber ich stürzte plötzlich mit einem Tuch von rückwärts auf den Diwan zu, um ein Stäubchen wegzuwischen, das ich dort vermutete. Da ich aber immer Filzschuhe trug, hörte sie mich nicht kommen und hätte sich bald auf meine Hand gesetzt. Erschrocken drehte sie sich um und stieß einen leisen Schrei aus. Ich eilte rot und glühendheiß in mein Arbeitszimmer zurück und an diesem Tage hätte ich beinahe die erste Glasplatte zerbrochen.

Von nun an übte ich, wenn ich allein war, stets den leisen Schrei. Das war ein Ton, den ich ertragen hätte können, er kitzelte mich in den Ohren wie Wollust. Aber meine Stimme war um diese Zeit häßlich und rauh geworden, und oft, wenn ich eine Auskunft geben sollte, zerbrach mir der Ton in der Kehle. Die andern lachten stets laut und sagten, der Stimmstock sei mir umgefallen. Ich konnte unmöglich diesen hohen, glockenreinen Schrei herausbringen. Ich mußte wieder dorthin, wo ich ihn zum erstenmal gehört hatte: Zu einem Mädchen. Ich hatte nie noch mit einem Mädchen gesprochen. Die Bilder waren stumm; es war das erstemal, daß ich sie laut haben wollte.

Ich wußte nicht, wo man Mädchen trifft. So ging ich

an einem lauen Abend durch die Straßen. Genug Mädchen waren da, aber wo mochte die sein, welche so schreien konnte? Es mußte genau der Ton sein: So hoch wie eine Seiltänzerin, die in den Himmel schaut. Ich wollte ein Mädchen bitten, daß es leise schreie, aber ich getraute mich nicht. Da kam eines an mir vorbei und sagte lächelnd: Gehst mit? Ich zuckte zusammen und schämte mich, daß sie lächelnd den Mut gefunden, den ich ernst nicht aufgebracht hatte. Vertrauend blickte ich sie an und sagte: Ja, wenn Sie leise schreien können. — Ich wußte es kaum, daß ich es gesagt hatte, so oft hatte ich es in den letzten Tagen gedacht. Sie lächelte wieder und fragte: Hast Geld? Ich glaubte einiges in der Tasche zu haben und sie nahm mich willenlos und selbstverständlich am Arm und führte mich durch enge Gassen. Ich dachte nur an den Schrei, freute mich darauf und fürchtete mich davor. Ich stieg mit ihr über eine Holzstiege und trat in ein kleines Zimmer. Sie setzte mich wie ein Kind auf ihren Schoß, küßte mich auf die Stirn und sagte, ich möge jetzt reden. Ich wußte nur wieder dieselben Worte: Sie möge leise schreien. Da mußte ich ihr erzählen, warum ich das wolle. Und ich sagte ihr von meinem Leben; dabei fing ich an zu weinen, weil mir auf einmal alles so traurig vorkam; so verlassen und einsam fühlte ich mich, wie ich so laut in die große Stille des Zimmers hineinredete. Sie hat immer die Tränen weggewischt und ich habe mich sehr geschämt. Plötzlich tut sie mir einen wunderfeinen, leisen Schrei ins Ohr. Aufspringen wollte ich vor Freude, aber sie drückte mich fest an sich. Und ich, alles vergessend, schlang zum Dank für das erfüllte Wunder meiner Sehnsucht die Arme um ihren Nacken und preßte meinen Mund fest auf den ihren. Da hab ich wieder geweint.

Am nächsten Tage war ich blaß und wie berauscht. Ich taumelte zwischen den Dingen und arbeitete wenig. Dann

wurde ich krank. Der Arzt meinte, ich solle mich keinen Aufregungen aussetzen und keinen Genüssen nachgehen. Ich wurde still und wußte, daß manche Getränke zu stark für mich seien. Ein lautes Wort konnte mich krank machen und ich wollte ein Mädchen haben? Ich blieb lange allein, auch als ich schon gesund war. Vor jedem Mädchen fürchtete ich mich wie vor Gift, das mich zugrunde richtet, wie vor dem Bösesten, was es auf der Erde gibt. Ich sah kein Mädchen mehr an.

An einem Sonntag kam ein großer Knabe und wollte Bilder abholen. Er mußte warten und sah mir bei der Arbeit zu. Nach einer Weile fragte er mich, ob ich auch an Sonntagen arbeiten müsse. Ich müsse nicht, sagte ich ihm, ich tue dies nur heute, damit der Rückstand endlich aufgearbeitet werde. Er fragte mich um dies und jenes und ich erklärte ihm, wie das Licht die Bilder auf die Platten male, aber ganz verkehrt; wie der Photograph jetzt schlauerweise das Licht herumkriege, daß es ihm die Bilder auf heimlich untergelegtes Papier richtig male und dies bloß dadurch, indem er es auf die verkehrten Bilder schauen lasse. Ich zeigte ihm ein Negativ. Der Junge legte die Hand freundlich auf meine Schulter und sagte: Du bist so klug. Wir wollen öfter miteinander plaudern! Fast erschrak ich, denn ich hatte zu einem Lebenden gesprochen. Dann drückte ich seine Hand und wir versprachen uns einmal zu treffen.

Im Park sah ich ihn dann mit Kameraden, denen er schon erzählt hatte von mir. Ich saß bald mitten in dem Knabengeplauder und alle sahen mich für einen der Ihrigen an. Sie fühlten nicht, daß ich älter sei. Auch ich vergaß es und ich baute mit ihnen im Sand und zu Hause mit Bausteinen große Schlösser, worin wir einmal wohnen wollten. Jeder hatte schon sein Schloß bis ins kleinste eingerichtet, überall waltete eine weise, schöne Schloßfrau, und der

Schloßkaplan las Messen den ganzen Tag. Rund herum war ein mächtiger Graben und die Zugbrücke fehlte nicht; es konnten Feinde kommen, gegen die man sich mit seinem Blut verteidigen mußte. Das waren trauliche Stunden an langen Winterabenden und manchmal dachte ich im Stillen, daß ich, der ich als Knabe bei Knaben nicht gelitten war, nun als junger Mann erst von ihnen verstanden wurde.

Aber auch dies konnte nicht lange dauern. Mit Entsetzen sah ich sie einmal im Kampfe gegen anstürmende Feinde, wobei die Kleidungsstücke in Fetzen gingen und jeder ein wutverzerrtes, häßliches Gesicht hatte. Ja, die wollten das auch leben, was wir an den Abenden ausgedacht hatten! Diese rohe Umsetzung in die Wirklichkeit ertrug ich nicht. Die wilden, raufluſtigen Buben konnte ich nicht leiden. Stille, blasse Knaben hätte ich mir gewünscht, die nie rauften, nie zankten, nur stille Bücher läsen und mit leisen Dingen spielten. Und die würden mich gewiß mit Mißtrauen betrachten und glauben, ich wolle ihnen etwas nehmen.

So erfuhr ich, daß ich des engsten und lieblichsten Anschlusses an Menschen entbehren müßte. Jetzt träumte ich bloß noch und der Traum war für mich mehr als das Leben. Dort geschah alles so leise, wie ich es mir im Leben gedacht hatte. Bittere Vorwürfe machte ich mir aber oft, daß ich keinem Menschen nützen könne. So direkt von Leib zu Leib nützen, nicht durch Plattenordnen und durch Verzeichnisse. Und ich, der ich selbst so klein und bedürftig war, empfand mit einemmale tiefes Mitleid mit meinen Nächsten. Sie dauerten mich so sehr, weil sie meiner tätigen Mithilfe nie teilhaft geworden waren. Und denen ich einst Liebe schenken wollte, ohne die Kraft dazu gehabt zu haben, die überschüttete ich mit meinem Mitleid, das die Schwäche geboren hatte.

Ein neues Gefühl stieg heiß in mir empor: Ich, der Wohltäter. Wenn ich auf der Straße ein Kind sah, führte ich es

an der Hand auf den ſicheren Gehweg. Die kühn und laut daherrollenden Wagen fürchtete ich am meiſten; ich ſprach oft zu gänzlich fremden Leuten, die vor dem Wagen über die Straße wollten, ein freundliches Wort, damit ſie ſtehen bleiben und erſt nachher hinübergehen ſollten. Einem Burſchen, der auf einer ſonnigen Bank las, bedeutete ich, daß er ſeinen Augen ſchade. Er hat mich ganz dumm angeſchaut und dann gefragt, was mich das angehe? Die meiſten verkannten den Wohltäter in mir und wußten nicht, daß die gute Tat meinem Leben den einzigen Wert gab.

Das ging lange ſo. Schließlich wurde ich müde. Ganz weh tat mir alles. Mein Leben war ſo karg. Was ich nehmen wollte, floh, was ich geben konnte, wurde zurückgewieſen. Ich war alt geworden und hatte immer nur vom Schaume des Lebens genippt. Und ich wartete immer noch auf die Erfüllung. Das Schöne kommt erſt, dachte ich und arbeitete wie früher.

Bis heute. Nun ſchütteln die Leute ſchon die Köpfe über mich; ich weiß nicht warum. Ich waſche noch immer Platten und ſchreibe große Verzeichniſſe, aber viel leiſer als vor Jahren. Wenn ich nach Hauſe gehe, habe ich Watteballen in die Ohren geſtopft und da geht alles wie auf Gummi. Nicht das Leiſeſte höre ich da, ſo gut verſtehe ich Watte zu ſtopfen. In der Kammer, in der ich wohne, habe ich dicke Teppiche und Tücher auf dem Holzboden liegen, damit ſich der Schall abdämpfe. Wenn ich dann glaube, daß es recht ruhig iſt, ziehe ich langſam die Wattepfropfen heraus. Eine wunderbare Stille fließt da in mein Ohr; aber nicht lange wage ich ſo zu ſitzen. Ein Geräuſch könnte mich meuchlings überfallen.

An ſchönen Abenden, wenn die Sonne nur noch den Wipfel des Nußbaumes im Hofe begreift, da gehe ich in Filzpantoffeln in meiner Kammer auf und ab und freue mich, daß ich mich nicht höre. Dann ſtreichle ich mit meinen Fin-

gern den Tisch, den weichen Diwan, die stille Lampe und höre nichts. Die laue Sonne drüben streichelt auch so still über die Blätter. Weiche Finger muß die Sonne haben. Behutsam öffne ich das Fenster zu einem kleinen Spalt; dann horche ich ein Veilchen hinunter und hinüber nach der stillen Sonne. Ganz leise mache ich wieder zu.

Die Leute sind so voll Rücksicht; keiner spricht mehr ein Wort, wenn er in meine Nähe kommt. Die Frau, die bei mir aufräumt, habe ich seit einem halben Jahr nicht mehr reden gehört. Oft steht sie hinter mir, ohne daß ich sie kommen gehört hätte. Ich winke freundlich mit der Hand und sie nickt immer mit dem Kopfe. Ich wage es nicht, sie anzusprechen; vielleicht ist sie stumm, und ich will ihr nicht weh tun. Auf der Straße kennen mich alle; aber keiner spricht ein lautes Wort, wenn ich vorübergehe. Ich sehe sie bloß den Mund bewegen; sie flüstern wahrscheinlich, was ich ja nicht hören kann. Die Kinder auf dem Spielplatz laufen wie früher, aber auch sie haben aufgehört zu rufen und zu schreien; ich habe noch nie die Stimmen dieser Kinder gehört. Wenn mich Leute grüßen, nehmen sie stets nur den Hut ab und gehen rasch vorüber; auch ich nehme den Hut ab. Ich habe schon lange nichts mehr gesprochen; die Menschen glaubten sonst vielleicht, sie müßten zu mir reden. Die Wagen haben jetzt Gummireifen und Pferde Kautschuk an den Füßen. Ich gehe immer zwischen lebenden Photographien.

Und ich freue mich alle Tage so sehr, daß alles so leise ist. Ich brauche jetzt keine Wattepfropfen mehr in den Ohren, seit die Welt so ruhig geworden ist. Ich lebe von der Stille, die um mich aus den Dingen wächst. Manchmal nur höre ich den Schrei wie ein weißes Licht in endloser Ferne.

J. G. Oberkofler / Bibliſche Gedichte

Menſchwerdung

Sei meine Mutter und ich bin dein Kind
und eine Schale für dein reifes Leben.
Leih mir ein Antlitz, dich ans Licht zu heben,
denn deine Hand iſt im Empfangen blind:

So wirſt du Mutter — ahnend hingegeben.
Dem Dunkel, das in deine Adern rinnt,
bin ich die Sonne, die mit mir beginnt,
und deinen Leib will ich in mich verweben.

Der Schmerz des Werdens wird an mir geſchehn,
da von der Urwelt ich mich trennen muß,
um wie ein Baum in Nacht und Sturm zu ſtehn.

Du lebſt in mir von meinem Ueberfluß
und wirſt in meinem Schatten dich ergehn,
denn du wardſt mein in deines Engels Gruß.

Flucht nach Agypten

Die Wüſte bricht in junge Blumenſproſſen,
in ihrem Schoß iſt Leben aufgebahrt:
So hat mich meine Prieſterin bewahrt,
da ſich mein Schatten über ſie ergoſſen.

In dieſen Sphinxen iſt mein Hauch erſtarrt,
der tatenfroh aus Menſchenhand gefloſſen;
in dieſen Göttern bin ich eingeſchloſſen
wie eine Quelle, die des Spatens harrt.

Aus ihren Werken ward ich ihnen kund,
und aus der Wüſte kamen, die mich riefen,
und ihre Füße ſind vom Suchen wund —

Da ward es Nacht, und ihre Stimmen ſchliefen
wie große Worte ſtill in meinem Mund:
Nun rüttl' ich ſie aus meines Traumes Tiefen.

Das Gleichnis von den zehn Jungfrauen

Viele ſtehen vor verſchloſſnen Toren
und ſind gepeitſcht von ſcharfen Rutenzweigen;
ſie ſchreien nachts und krümmen ſich und ſchweigen,
denn ihre Lampen haben ſie verloren.

Sie aber wiſſen: Zu dem Hochzeitsreigen
ſind wenig Törichte nur auserkoren . . .
In rote Lenden zucken heiße Sporen,
daß Blut und Waſſer wie in Flammen ſteigen.

Nackte Arme fühlen in die Nacht
und biegen ſich an erzerglühten Gittern
und ſind bis in das Knochenmark entfacht.

Und blinde Augen fangen an zu zittern —
ſteil wie der Mittag iſt der Ruf erwacht:
Ihr dürft den Gott in eurem Schmerze wittern!

Ölberg

O laß den Kelch an mir vorübergehn
und laß mich ſegnend unter Sündern weilen;
ich will mit ihnen Brot und Waſſer teilen
und mit den Fraun an ſtillen Brunnen ſtehn.

Herr, du biſt grauſam! Deine Henker eilen,
mich unter Oelbaumzweigen zu erſpähn;
o laß an ihnen keinen Zorn geſchehn,
denn alle Wunden gabſt du mir zu heilen.

Ich will mein Haupt an kalte Steine lehnen,
du ſchlepp mich nicht auf deine ſtolzen Höhn,
denn meine Seele ſchreit nach Magdalenen.

Herr, du biſt ſchuld — wenn ſie mich wiederſehn
am dritten Tag — an heißen Frauentränen,
da du mich zwingſt als Richter aufzuſtehn —!

Gegenüberstellung / von Carl Dallago

Die Abhandlung „Philistrosität, Realismus, Idealismus der Kunst“ von Hermann Broch macht mich glauben, daß die neue Novelle von Thomas Mann „Der Tod in Venedig“ ein Kunstwerk sei. Es steht meiner Kritik an diesem Schriftsteller in „Philister“ nicht entgegen. Der Platz „zwischen zwei üblen Philistern“, den ich ihm in meiner Schrift auf Grund seines Chamisso-Aufsatzes anwies, ist noch keine Plazierung. Das sagt schon meine Tonart, die im Ergebnis zu jenen beiden anderen sich etwa so stellt: Wie kann Ihre Art es wagen, hier mitzureden! Zu diesem: Wie können S i e hier so reden! Dort Unwille und Verweis einem wertlosen Mitreden; hier Unwille und Enttäuschung gleichsam über ein Sichentwerten. Und darum auch meine Freude an der Abhandlung, die dartut, daß in Thomas Mann der Künstler lebt. Denn wer nach Kunst begehrt, muß immer erfreut sein, in einem Werke einem Künstler zu begegenen und nicht einem Philister . . . .

Die Abhandlung Brochs hat noch einen anderen Teil, der sich eingehend mit der Kritik befaßt, die ich an Thomas Mann in „Philister“ übte. Denn der Novelle Manns ist ein Kapitel eingeschoben — ob bewußt gegen meine Kritik gerichtet oder aus unbewußtem Zusammentreffen, ist ungesichert —, das als „Protest“ wirkt. „Der Vorwurf der Philistrosität wird zurückgewiesen, der Beweis für die Künstlerschaft soll erbracht werden“. Und nun stellt Broch den Ausführungen Manns, die durch Aschenbach, die Hauptfigur, zum Ausdruck kommen, Aussprüche aus meinem „Philister“ gegenüber und glaubt damit darzutun, daß das, was bei mir für den Philister, bei Mann für den Künstler gilt. Das ist aber gefehlt. Wenn zwei dasselbe sagen, ist es noch lange nicht dasselbe. An jeder Gegenüberstellung ließe es sich erweisen. Ein Beispiel: „Der Philister Dallagos: ‚Er

will scheinen und darum nicht allein sein. Wenn er nur nicht an sich und die Dinge mit nutzlosem Denken heranzukommen braucht.' — Aschenbach wirft das nutzlose Denken über Bord: es führe zum Zynismus." — „Das nutzlose Denken", das der Schaffende über Bord wirft, ist nicht das nutzlose Denken, das der Philister scheut. Ich habe dieses Denken klar genug bezeichnet, als etwas, das den Menschen zu sich kommen läßt, das ihn demnach erschließen hilft. Und das kann der Schaffende nicht entbehren.

Oder bei mir: „Der wahrhaft schöpferische Mensch aber gehört nicht mehr der Gesellschaft an." Bei Mann: „Es war ihm innerlich gemäß und er lehnte nicht ab, als ein deutscher Fürst, soeben zum Throne gelangt, dem Dichter des ‚Friedrich' .... den persönlichen Adel verlieh." Mit diesem „Es war ihm innerlich gemäß" ist vielleicht eine Halbheit gezeichnet. Dem schöpferischen Menschen als solchen ist eine Adelsverleihung innerlich weder gemäß noch ungemäß. „Sein inneres Menschentum, die Quelle seines Schöpferischen, berührt es nicht": ist in „Philister" gesagt und gerade das läßt hier auch bei mir das Verhalten Aschenbachs für den Künstler zu. Denn im Sichwehren gegen Adelsverleihung kann mehr Philistrosität liegen als im Sichnichtwehren. Man ist den rein äußeren Vorgängen gegenüber williger, je weniger sie einen berühren. Und den schöpferischen Menschen berühren sie eben wenig oder nicht mehr.

Weiters scheint mir ein aus seinem Zusammenhang herausgerissener Satz dazu verwendet, um mir einen Denkfehler nachzuweisen. Der zitierte Satz: „Wo das nicht zutrifft, ist das schöpferische Element noch nicht reif oder stark genug, oder es ist bereits angekränkelt und verdorben" folgt nämlich erst dem Satze: „Freude und Schmerz des schöpferischen Menschen, und mit ihnen sein Tun und Lassen, sind den Händen der Gesellschaft völlig entwunden" und erfährt da-

durch seine Einengung. (Sein „angekränkelt" entspricht auch nicht einem „krank=gesund"; vielmehr ist auch von mir schon dieses „krank=gesund" als nichtssagend in der Kunst abgelehnt worden. Doch glaube ich nicht, daß man mit nichtssagenden Sätzen etwas umwerfen kann.)

Darum befremdet es mich, wenn gesagt wird: „Der aufgezeigte, merkwürdig elementare, logische Fehler: Cassius ist kein Legionär. Alle Legionäre tragen Waffen. Folglich darf Cassius keine Waffen tragen". Ich vermag solchen Fehler nicht aufgezeigt zu finden. Innerhalb dieses Beispiels wäre mein Denken sicher so gegangen: Cassius ist kein Legionär. Cassius darf keine Waffen tragen, falls nur Legionäre Waffen tragen dürfen. Aber ich wundre mich über dieses Beispiel in meinem bestimmten Falle, der besagt: daß der schöpferische Mensch kein Philister ist, weil das, was den Philister ausmacht, dem schöpferischen Menschen fehlen muß. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß dem schöpferischen Menschen Philistereigenschaften fehlen, sondern daß diese in ihm nicht dominierend, nicht ausfüllend umgehen. Denn erst, daß in einem die Philistereigenschaften das Dominierende, das Ausfüllende sind, macht einen zum Philister. So geht die Wertung nicht mehr darauf aus, ob man diese Eigenschaften hat oder nicht hat, sondern darauf, *wie* man sie hat. Dieses Wie ist es erst, das einen Antagonismus zwischen Philister und schöpferischem Menschen aufwirft. Und wieder ist es, wie schon manchmal in wichtigsten Dingen, Karl Kraus, bei dem ich Verwandtes finde (und sei es auch ganz anderswoher geholt). Was mir nämlich jenes entscheidende Wie ins grellste Licht stellt, ist Kraus' Ausspruch: „Der Künstler hat außerhalb des Schaffens nur seine Nichtswürdigkeit zu erleben." (Wechselt er auch als echter Aphorismus sein Gesicht, je nachdem man ihn hält, so sagt er hier doch genug aus, wie der Künstler Philistereigenschaften zu erleben hätte, falls welche an ihm da sind.

Und daß der Philister hier nicht mittun könnte.) So ergibt sich hier bei Fixierung des Künstlers als eine Art Widerspiel der Philister, wie sich mir beim Fixieren des Philisters der schöpferische Mensch als Gegenstück einstellte. Eine andere Scheidung zwischen Philister und schöpferischem Menschen habe ich auch in „Philister" nicht vorgenommen.

Bei Thomas Mann aber konstatiere ich eine Umwandlung allem dem nach, was aus seinem neuen Werke in der Abhandlung Brochs zitiert wurde. Alles dies Zitierte deckt sich nicht nur nicht mehr, sondern ist unvereinbar mit dem im Chamissoaufsatz Gesagten. Wenn in diesem noch die bürgerliche Solidität zusammen mit dem Gelde das sei, was man zu verehren habe, so ist es nun mit dem zum Meister Gewordenen so: „— — gewiß ist, daß die schwermütig gewissenhafte Gründlichkeit des Jünglings Sicherheit bedeutet im Vergleich mit dem tiefen Entschlusse des Meister gewordenen Mannes, das Wissen zu leugnen, es abzulehnen, erhobenen Hauptes darüber hinwegzugehen, sofern es den Willen, die Tat, das Gefühl und selbst die Leidenschaft im geringsten zu lähmen, zu entmutigen geeignet ist." Das klingt sogar meinen Aeußerungen vertraut: „Tatmenschen sind nicht Menschen der Erkenntnis"; „Auch der der Künstler ist Tatmensch". Und steht der bürgerlichen Solidität entgegen, die auf Wissen fußt, und begegnet dem Wesen des Schöpferischen auch im meinem Sinne, indem es den zum Meister Gewordenen über alles Wissen — es bedeutet mir: auch über alles Festgelegte — hinweggehen läßt, sofern es nur im geringsten von einer Regung des Willens, der Tat, des Gefühls oder selbst der Leidenschaft verlangt wird. Und so stellt, meines Erachtens, dieses Dartun seinen Mann wieder auf den Boden, den der Autor des Chamissoaufsatzes verlassen hat — auf den Boden der Kunst.

Was ich gesagt habe, mag wie Wehr aussehen. Um nicht

Mißdeutungen aufkommen zu lassen, muß man sich manchmal eben auch gegen Beleuchtung wehren. Und gerade Gegenüberstellungen sind sehr schwer ins richtige Licht zu setzen. Daß meine Urteile in „Philister" nicht erschöpfend sind, gebe ich gern zu. Doch werden sie ihre Dauer haben, und ein Urteil kann sich nur durch seine Dauer als erschöpfend erweisen. Der Absicht nach entläßt man die Bezeichnung „erschöpfend" um so eher, je mehr man Künstler ist. Man weiß, erschöpfende Behandlung hängt nicht vom Einblick in die Dinge ab, sondern vom Sichselbsterschließen, das erst den Schlüssel abgibt, die Dinge aufzutun. Und mit diesem Sichselbsterschließen hat man sein Leben lang zu tun, ohne damit fertig zu werden. Wie sollte da Erschöpfendes in der Behandlung der Dinge herauskommen! Dennoch: der große Schaffende gibt relativ Erschöpfendes, weil nicht anzunehmen ist, daß so bald sich jemand findet, der sich tiefer erschlossen hat. Freilich, wer wollte es wagen zu sagen: er sei großer Schaffender? Aber die Umwelt weiß es ebenfalls nicht. (So mag in beschränktem Maße auch „Philister" Erschöpfendes geben. Nicht zuletzt im Aufzeigen, daß Philister und Gesellschaft existenzberechtigt und nicht von Uebel sind, wo sie aus einem abgeschoben und auf ihren Platz gestellt wurden. Alles auf seinen Platz zu stellen: darauf käme es auch hier an. Nur wo Philister und Gesellschaft dominierend umgehen, entstellen und verstellen sie mit ihrer Pseudo-Realität die Realität des Seins und schädigen so den Menschen.)

Ich habe nun noch in der Abhandlung Brochs eine Zumutung und eine Forderung abzulehnen, die, so ehrend sie auch für mich sein mögen, mir nicht zukommen. Ich kenne nämlich Kant zu mangelhaft, um sein Denken bei meinem Denken zu berücksichtigen und für meinen schöpferischen Menschen den Kant'schen Idealisten vor Augen zu haben. Mein Denken geht nicht durch Kant, sondern durch mein Gefühl:

das, glaube ich, hätte man mir nicht als Mangel anrechnen sollen. Denn daß es so ist, mag meine Stärke sein. Ich weiß: Wenn ich zu meinen Gedanken komme wie ein Baum zu seinem Astwerk, überbiete ich alle Logik.

Gern bescheide ich mich auch als Nicht-Kritiker und Nicht-Philosoph der Kant'schen Richtung nach. So erweist sich die Forderung, „der Künstler könne nicht Realist, müsse Kant'scher Idealist sein", wirklich nur als aus der Abhandlung Brochs hervorgegangen und nicht aus meiner „Abgrenzung", die auch keine Abgrenzung ist. Ich habe für den Kant'schen Idealisten zu wenig Verständnis übrig. Es wäre mir auch unmöglich, in Idealismus und Materialismus „die beiden großen Denkkategorien der Menschheit" zu erblicken, wie es in der Weiterentwicklung der Abhandlung der Verfasser tut. Auch die vielen Kreise, deren er bedarf zur Veranschaulichung seiner Kunsttheorien, sind mir nicht gemäß. Meiner Einfachheit ist das alles zu umständlich, meiner Einfältigkeit das alles zu vielfältig. Idealismus und Materialismus leite ich von Idee und Materie her, die mir zu kleine Teilschaften eines Ganzen scheinen, als daß ich ihnen so große Wichtigkeit beimessen könnte. Man gäbe damit nur Raum einer Realität des Scheins, empfände ich. Denn Teilschaften zu Ganzen aufbauschen verkehrt Sein in Schein. Und ich möchte nur der Realität des Seins erliegen.

Vor zwei Jahren bereits stellte ich in einer Besprechung den Satz auf: Der größte Mystiker wird zugleich der größte Realist sein; denn der Mystiker beginnt zu erleben: Das Reale hat kein Ende. — Meine Wahrnehmung ist vom Gehalt des Satzes immer mehr erfüllt. Nach seiner Richtung bewegt sich mein — wenn man will — unphilosophisches Denken und versucht alles unterzubringen. Es streicht jeden Ismus und läßt für den Künstler nur Realität übrig, die, wenn auch noch so verhangen, kein Ende nimmt. So

sehe ich dieser endlosen Realität des Seins die Pseudo-Realität der Erscheinung gegenüber. Sie wird Objekt, wohingegen im Subjekt das Sein ist. Der Künstler gibt aber nicht die Erscheinung, sondern sein Erleben an der Erscheinung, also das Sein des Subjektes gleichsam im Spiegel der Erscheinung. Daher alle Kunst Realität ist. Daher jedes Kunstwerk soviel Wirklichkeit offenbart, als in seinem Schöpfer beim Schaffen des Werkes erschlossen ist. Daher ein Mensch in allem Schaffen nur der Bildner seines Lebens und Erlebens ist, wenn er Künstler ist. Denn es ist so — ich wiederhole — daß dieser an den Dingen sich selber immer wieder Gegenstand seines Erlebens wird. Wie sollte er sonst auch Leben und Erleben erfahren wollen? — (Und es ließe sich denken, daß ein solcher Künstler im vorgerückten Meisterstadium alles über sich ergehen lassen könnte, daß er sich tragen könnte wie andere, mitmachen könnte wie andere, daß er werden könnte wie die ihn umgebende Welt. Und er bliebe doch er. Doch der wäre nicht mehr er, der so bei der Welt wäre.)

Wenn ich weiter beflissen bin, das Bild zuende zu führen, das im aufgegriffenen Falle in mir ist, muß ich sagen: Ich sehe alles in allem nur einen Kreis. Da geht alles hinein: Philister, Wissen, Kunst, Philosophie, Mystik. Zu Anfang ist alles wie an der Peripherie sich bewegend, die zugleich das Aeußerlichste und Faßbarste ist. Doch bald kleben nur mehr Philister und Wissen dauernd an dieser Oberfläche. Das andere strebt nach innen vorwärts mit der Entwicklung. Und alles Reale gerät so im Vorwärtsdringen immer mehr in Verhangenheit, so daß es ganz mystisch wird. Und seltsam, der gerade und kürzeste Weg, der überall von der Peripherie-Oberfläche zum Mittelpunkt vorstrebt, scheint der krummste, so endelos ist er; er erreicht nie den Mittelpunkt. Aber er ließ auch die Peripherie immer mehr zurückbleiben. So schwankend zwischen Grenzen, die immer ferner rücken,

und einem Zielpunkt, der nicht auffindbar ist, verrinnt der Lebensstrom des Seins. In den Grenzen der Erscheinung findet dieser Lebensstrom Gestaltung in der Kunst. Es besagt: daß Kunst nicht das Höchste ist. (Hier treffe ich wieder mit der Abhandlung Brochs zusammen, die in der dritten Phase der Kunst einen „Uebergang zur Mystik und zur Philosophie der Passivität" sieht und an Schopenhauer anknüpfend dieses Wegführen von der Kunst sehr schön als eine Vertiefung des Menschen nimmt.) Und so wäre vielleicht dort das Höchste: Wo dieser Lebensstrom des Seins, abseits aller Grenzen der Erscheinung, zerfließend nach der Richtung des unauffindbaren Mittelpunktes, wie aufgesogen von einer verhangenen Gesetzlichkeit, gelebt wird. Dann wäre dieser Lebensstrom des Seins selber Gestaltungsstoff gleichsam in der Hand des Unauffindbaren, das als Gestalter auftritt. Es würde bedeuten: Völlige Ueberwindung der Kunst durch eine Realität, die größer ist als die Kunst. Und ich glaube, daß etwas zutiefst in mir zuweilen danach ausblickt.

Tod und Liebe / von Hugo Neugebauer

Wär ich gewiß der frohen Wiederkehr
des goldnen Lebens, lächelnd wollt ich sterben
und meine Träume all dem Tod vertraun,
daß er der hohen Liebe sie bewahre.

Jedoch der Nacht, der also tief verschwiegnen,
daß sie das Heimgegebne ganz vergißt,
trat ich mit leisem Grauen vor die Stirne.

Denn tief im Herzen, wo's am herzlichsten
erfühlt des Lebens mächtige Bedeutung,
wo mir der Liebe frühstes Lied erklang,
wohnt noch die Angst vor ewigem Verstummen.

Meine Einſamkeit redet / von Carl Dallago

Große feierliche Stille. Vom fernen Bergdorf her ab und zu ein dunkler Ton von Glocken. Das Geſauſe der Stille in den Bäumen. Es iſt wie ein andächtiges Aufhorchen der Baumſeelen. Dazwiſchen verlorenes Herdengeläute, ſonderbar wunſchlos und friedlich vom friedvollen Weideleben der Tierſeele Kunde gebend. Tief ins Unendliche wölbt ſich der Himmel. Die Einſamkeit richtet ſich auf und dehnt ſich weit, weit aus — meine Einſamkeit, und ſie iſt voller Stimmen.

Ich höre ſie reden von einer ſeligen Scham des Gebens wie bei braven, ehrlichen Bräuten; ich höre ſie davon reden wie von einer großen männlichen Tugend.

Ich höre ſie weiter ſagen: Stärke iſt Milde, Größe iſt Milde, Reichtum iſt Milde. Ich halte Zwieſprache mit ihr und finde mich in den Ausſprüchen wieder, die ich hier feſthalte.

*

Der offene Menſch als Charakter iſt allen anderen überlegen, vorausgeſetzt, daß er auch reich und tief iſt. An ſeinen Handlungen geht nichts verloren; ſie ſetzen alle voll ein, geradeaus losſteuernd. Es entfällt aller Umweg, alle Zwiſchenträgerei. Dadurch kommt jede Tat voller zu ihren Wirkungen, zu ihren Folgen.

*

Der niederſte wie der höchſte Menſch iſt Egoiſt; aber es liegt eine Welt von Beweggründen, Erkenntniſſen und Wirkungen zwiſchen ihnen.

*

Die höchſte Blüte des Lebens, die die Einſetzung aller Leiblichkeit erfordert, um ſie als Letztes wieder auszuſchalten: die Unabhängigkeit der Seele.

*

Ich schaue alle gesunde Kultur, ja jede Kultur, die etwas taugen soll, als: den Menschen der Natur und die Natur dem Menschen eröffnen.

*

Jeder Mensch wird eigentlich erst Mensch, wenn die Natur in ihm bewußt zu Worte kommt, — groß, wenn die Landschaft in ihm sich auszubreiten beginnt.

*

Eine Wunsch-Perspektive für Künstler: Nehmt meine kleinen Sorgen von mir, damit ich meinem großen Leide nachgehen kann!

*

Hoher Mut: Fliegen so weit es geht. Sein Leben darauf anlegen, die Kraft zu stählen: die Kraft der tragenden Schwingen.

*

Hohe Freundschaft: Von seinesgleichen verlangen, imstande zu sein, sein Lebensschifflein durch Dick und Dünn zu steuern, um Klippen und Sandbänke, durch Sturm und tote See und über verborgene Riffe hinweg: — daran noch Freude zu finden und alles zu überwinden.

*

Weiter Ausblick: Jesus, der Neuerer, der Abtrünnige einer jüdischen Hierarchie gegenüber. Seine Lehre verstehen lernen, herausgewachsen aus dem Willen zur Natur und dem Willen zur Wahrheit. Letzterer kein asketisches Ideal, sondern ein sinnliches, ein künstlerisches; denn die Wahrheit ist ein Frauenzimmer, was Nietzsche erst wieder entdecken mußte, und was gewiß kein Scherz ist. —

Man denke sich die Lehre Jesu als Verjüngung der Empfindung. Einfache, natürlich reine Gesinnung, endlos erhaben durch die Distanz der Auffassung der Widerwärtig-

keiten des Lebens; zugleich Geringschätzung für die bestehende Menscheneinwertung. Von da aus zu verstehen seine Hoheit im Leiden.

*

Der Same des Christentums ging keineswegs im Judentum auf, sondern vielmehr auf dem Boden der völlig verdorbenen Ueberreste einer heidnischen Kultur. Hier einsetzend, ersteht der Gedanke: Vielleicht bedeutete das Christentum ursprünglich nichts anderes als eine Art Unabhängigkeit der Seele, die die Last und Ohnmacht der Götter in den Sand trat? —

*

Der Begriff Sünde ist vielleicht erst die erste Unreinheit. Ein völlig reiner Mensch — eine reine Seele — müßte dem Begriff Sünde in allen Geschlechtsdingen völlig verständnislos gegenüberstehen. Ein völlig natürlicher Mensch im Geschlechtsleben dürfte wüste Phantasien und Begierden am wenigsten kennen. Aber man bedenke, was das heißt: ein völlig natürlicher Mensch im Geschlechtsleben bei der heutigen Verlogenheit in dieser Hinsicht, bei der grenzenlosen Unnatur im Herkommen, bei den widernatürlichen und gewissenlosen Schranken, die von Krämerseelen erfunden wurden, von Menschen höchster innerlicher Verarmung!

*

Meiner Einsamkeit scheint Nietzsche ein Baum, der seine Kräfte übermäßig ausdehnt, der nur empor will; nicht empor, um zu herrschen — nur empor, um zu schauen, so weit zu schauen, wie noch keiner geschaut hat. Dabei vernachlässigte er sein Erdreich. Und so wurde er plötzlich entwurzelt.

*

Ich denke an das Erlauchte hoher Künstlerschaft. Ich sehe den Grund darin, daß jeder ganze Künstler erst Ueberwinder sein muß, bevor er Künstler wird.

*

Alle Berechnung in der Kunst rächt sich: Dies ist im Wesen der Berechnung begründet wie im Wesen der Kunst. Berechnung bedeutet ein Einsetzen für die Zukunft. Wie ist es aber möglich, sich selber völlig einzusetzen, wie es die Kunst doch verlangt, wenn bereits eine Wirkung für die Zukunft vorweg genommen ist? — In der Kunst wird alle Berechnung Verlogenheit.

*

Die herrschenden vorlauten kleinen „Verständer", wie sie das öffentliche Leben tagtäglich aufwirft, haben ihre große unfreiwillige Verwendung und Nutzbarkeit als Dünger des Genies.

*

Jedes ganze Kunstwerk erweist sich als Kultur der Natur, das ist: als zu voller Kraft und Blüte gedrängte Natur.

*

Ich möchte für das Dichterische Seele im Gehalt als bestimmend setzen, für das Künstlerische Seele in der Form.

*

Alle Kunst ist Weltflucht, und alle Weltflucht bedeutet Schwäche; vielleicht ist aber diese Schwäche nur Kraft von höherer Feinheit.

*

Künstlerschaft: Die Reife der Ausgeglichenheit der Seele über etwas ausgießen, dem eine Ausgeglichenheit des Schauens vorangehen muß.

*

Man sollte einsehen lernen, daß alle Kunst demselben Stamme entspringt, und dieser Stamm ist geläutertes, frei gewordenes Menschentum, das sich zur Aeußerung, zur Darstellung verdichtet, sei es nun in Wort, Ton oder Bild.

*

Im „Pflügen“ von Segantini trägt das wolkenlose Blau des Himmels die Schwermut der Unendlichkeit zur Schau. Das Sichniedersenken dieses Blaus um die verschneiten Gipfel läßt erst vor uns erstehen den gigantischen Trotz eines stolzen und harten Glückes. — Dies macht die künstlerische Schwere des Bildes aus.

*

Der Naturalismus erweist sich als Gegensatz von Idealismus, und beide bedeuten einen Mangel. Dem Naturalismus ist alle Höhe und Weite verwehrt, da sein Wahrnehmen *nur* das Wahrnehmen der Sinne ist, und nicht auch das der Seele, das die Sinne eigentlich nur zu bedienen haben sollten. Dem Idealismus mangelt die sinnliche Kraft für Erdenfähigkeit; seine Höhe und Weite bedeuten etwas Losgerissenes, da ihm der Zusammenhang mit den Sinnen abgeht, mit dem sinnlichen Treiben und Blühen.

*

Aller Nationalismus, der etwas taugt, verliert sein oberflächliches Aussehen, vor allem seine Farbe; er wird Bodenständigkeit. Um zu ihm zu dringen, verlangt es ein Schürfen in die Tiefe.

*

Der französische Philosoph Hyppolite Taine wählte bei der Prüfung, um sich für Philosophie zu habilitieren, den Satz, „daß jeder in dem Maße tugendhaft sei, in dem er seine Eigenart betätige“. Ich möchte dies dahin ausgedehnt wissen: Seiner sich einmal bewußt gewordenen Eigenart zu leben, ist die einzige Rechtfertigung dieses Lebens.

*

Das Kleine erlernt man, das Große liegt im Empfinden. Dies gilt auch mit Rückschluß: Alles, was man *erlernen* kann, ist *klein*; zum *Großen* reift man heran, wächst man sich aus.

*

Es gibt keine Beschämung unter Freunden, es sei denn, daß man recht behält.

*

Immer sind es Enttäuschungen, die uns vorwärts bringen, die uns uns selber erst zuführen!

*

Lieben, nicht: geliebt werden, macht unser Glück aus! Das Letztere ist uns untergeordnet und hat für unser Ohr einen krämerhaften Tonfall. Höchstens, wo wir sehr lieben, streben wir auch danach, geliebt zu werden. Aber stets trachten wir mehr zu geben als zu nehmen. Uns klingt herrlich und vorbildlich Goethes Wort: „Wenn ich dich liebe, was geht es dich an?“

*

Weg zum Glück: Tapfer das Unglück nicht scheuen. Zum Glück gehört vor allem Mut. — „Hinweg mit dir, du selige Stunde: Mit dir kam mir eine Seligkeit wider Willen! Willig zu meinem tiefsten Schmerze stehe ich hier!“ Also sprach Zarathustra. „Und er wartete auf sein Unglück die ganze Nacht; aber er wartete umsonst. Die Nacht blieb hell und still, und das Glück selber kam ihm immer näher und näher.“

*

Entsagung, Verzicht: nur in den seltensten Fällen eine höhere Handlung — eine klügere zumeist. Gewöhnlich liegt ihr Bequemlichkeit, Feigheit oder ähnliches zugrunde, jedenfalls Kraftmangel.

*

Das Erlösungsbedürfnis: eine Schande für den frei geborenen gesunden Menschen. Es hat als Voraussetzung: die Natur als Fessel, als Ketten, als Last zu empfinden. — Wie schimpflich ist das alles! —

*

Gottgefühl: Dieses innere Verwachsensein mit der Natur, mit der Landschaft. Das Empfinden: sie hält dich, sie erhält dich, das etwas wie ein Gefühl der Allmacht, der Unsterblichkeit, der Unvergänglichkeit in dir aufkommen läßt.

*

Weiblichkeit ist wehrhaft aus Instinkt ihrem heißesten Begehr gegenüber, vielleicht um des höchsten Glückes ihres Unterliegens inniger, tiefer teilhaftig zu werden, darin erst ihre unendliche Willigkeit, ihr Eigenstes und Innerstes Platz greifen kann.

*

Der Pöbel läßt sich nicht züchten im Sinne eines Wachstums, sondern nur einschränken. Für ihn muß es Gebote und Verbote geben, weil er ohne Recht ist aus Mangel an Empfinden. Er bedeutet das Tier ohne Freiheit; durch Freiheit würde er sofort zum Untier. Hier begreift sich erst das Wort: der Freie — als der Edle, der sich Rechte gebiert und Rechte nimmt. Von solchem Gesichtspunkte aus werte man alles Tun der Liebe und sehe sich zugleich um, wo der Pöbel beginnt. Ich vermute, daß die eifrigsten Stützen und Träger der Konvention allzuviel des Pöbelhaften in sich haben. Nur so erklärt sich ihre Unduldsamkeit, die verdorbener und abgestorbener Natur gleichkommt. Denn alle ursprüngliche Natur will Wachstum.

*

O wie macht erst die Kunst uns das Leben lebenswert in einer Zeit, die mit Vorschriften, Gesetzen und Satzung gleichsam gepflastert ist, die die Atmung des Menschen gleichsam unter Paragraphen stellt! Pfui des Getriebes! — Das macht uns die Kunst erst groß: daß es da keine Ordnungsknechtschaft gibt, keinen Monarchen und keinen Pöbel, sondern lauter Adelige und Freie, denen alle

Not einzig Gebot wird wie in der Natur, denen höchste Not höchste Kraft ist, höchstes Gebot. — So geschaut: wo bleiben da aber die Künstler?

*

Menschen mit großen Irrtümern, sofern sie ganze Menschen sind, sind auch groß noch in ihren Irrtümern. Die Rechtschaffenheit und Stärke ihrer Seele kommt darin ebenso zum Ausdruck wie in ihren Vorzügen.

*

Die stillen und gütigen Menschen großen Stils sind die tiefsten Herrschernaturen. Denn Stille ist bei ihnen Tiefe und Güte ist bei ihnen Tiefe. Der Wille zur Macht ist ihnen abhanden gekommen aus Machtgefühl, das sie als Glücksgefühl beständig mit sich herum tragen. Solche Menschen als Männer werden zumeist von den Weibern verkannt, die dann ihre Machtgelüste an ihnen zu befriedigen suchen, weil sie sich zu wenig beherrscht, weil sie sich dem Peitschenbereiche völlig entzogen fühlen. Sie verstehen eben nicht, daß es Herrschernaturen gibt, die allem lauten und ersichtlichen Herrschen abhold sind, die gleichsam nur durch Stille und Güte herrschen wollen, und büßen es dann schwer. Denn was bedeutet einem echten Weibe selbst die Peitsche gegen innere Entfremdung?

*

Ich treibe der Furchtlosigkeit zu; von allem Mut verblieb mir nichts mehr als der Freimut. — Wer furchtlos ist, hat das Mutigsein verlernt.

*

Wer den Sieg in sich trägt, erfreut sich des fremden Reizes der Niederlagen. — — —

*

Und indem ich weiter der Einsamkeit lausche, fühle ich immer mehr Aufmunterung in mich einströmen. Aufmunterung, die mich Dinge lehrt, die mich immer weiter vom Markte entfernen, — Dinge, die mir selber oft sonderbar vorkommen, wenn ich sie mir wiederhole: — Immer mehr alle Schranken und Hürden durchbrechen, immer mehr über das fortschreiten, was einem lieb und wert ist und Freude macht, sobald es der Selbstentfaltung hinderlich wird. Kein Leid scheuen und keinen Freundesverlust! Immer mehr in Einsamkeit kommen, zu einer Art Wüsteneinöde, und trotzdem immer Lichter um sich fühlen und Seligkeit und Entzücken, bis sich die Seele gleichsam auflöst in Dankbarkeit zur Stunde wie in höchstem Gebet! —

Es ist inzwischen Abend geworden. Die Schatten liegen schräg und überschlank auf den Wiesenhängen. Herdenläuten von der Waldhütte her. Hirt und Herde schlendern der gelben Bedachung zu. Die hellen Tiere schimmern durch die sonnendurchflutete Waldung. Ich erhebe mich und lenke meine Schritte talwärts dem Dorfe zu. Mir entgegen singen die Aveglocken. Neben mir her, hart und sieghaft wie eine Mahnung der Einsamkeit, die mit dem grenzenlosen Raum vertraut ist, schreitet mein Empfinden und sagt mir noch: Nur d e r kann Menschen führen, der Menschen entbehren kann.

Aus „Geläute der Landschaft“ (1906)

gez. von Max v. Esterle)

Ludwig von Hörmann

Briefe aus der Abgeschiedenheit

I

(Tempo, Zeit und Stellungslosigkeit. Furcht vor dem Tode und Wert des Lebens)

Mein lieber Herr von Ficker, ich bin noch immer stellungslos. Wollen Sie aber nicht glauben, daß ich Ihnen nur schreibe, weil die viele Freizeit doch irgendwie vertrieben werden muß. Im Grunde drängt es mich gar nicht so sehr, sie loszuwerden. Mai presto! heißt es jetzt bei mir, nur ja nicht eilen, und wenn mir schon einmal, versehentlich, ein Tag zu schnell davonläuft, so trauere ich ihm zwar keineswegs nach, lege aber gleich dem nächsten einen Hemmschuh an und sorge überhaupt auf jede Weise für ein geruhsames Tempo.

Wer Zeit haben will, der muß sich Zeit lassen. Das sieht man in den Bergen ganz von selber ein, vorausgesetzt, daß man ein wenig Anlage dazu hat. Ohne das geht es nicht, denn die Sache ist durchaus nicht leicht. Denkt man daran, wie heftig schon das Kind in der Wiege von Zeitlang geplagt wird, wie es immerfort Unterhaltung haben will und wie es, wenn diese ausbleibt, gleichsam vor dem Stillstand der Zeit erschrickt und mit aller Kraft des Schreiens sich dagegen wehrt, bis es zuguterletzt ermattet in seine Kissen zurücksinkt und in den Schlaf, der es über die Leere der Stunden hinwegträgt; sieht man weiterhin, wie das heranwachsende Kind, dem als himmlischer Schutz gegen die Länge der Tage die Gabe des Spiels verliehen ist, sobald seine spielschöpferische Phantasie erlahmt oder wenn ihm die Spielkameraden fehlen, die unbegreiflichsten Dinge verübt, um nur die Zeit auszufüllen; und besinnt man sich dann gerecht und ohne Selbstüberhebung darauf, wieviel mehr wirklichen Grund der erwachsene Mensch hat, den Sphinxaugen der Zeit und ihren schrecklichen Fragen auszuweichen, da ihn doch in jedem Augenblick der Rast alle Schuld, die er begangen hat, alles Leid, das ihm widerfahren ist und alle Furcht, die er vor der ungewissen Zukunft hat, im Geiste überfällt, oder, selbst wenn ihn davor Gedankenlosigkeit rettet, er durch ebendieselbe in den Zustand eines bedrückenden Nichts hineingerät; da der erwachsene Mensch auch besorgen muß, in den kurzen

Momenten, wo ihn die Kümmernis des Lebens nicht im Zaum hält, seine schlechtesten Triebe frei werden, fesselloß ausbrechen und schließlich die ruhige Zeit nur zu Untaten nützen zu sehen; überlegt man sich all' das, und auch die furchtbaren Gefahren, denen jeder Mensch ausgesetzt ist und die zu allen Sekundenschlägen seines Lebens auf ihn lauern, ganz besonders aber dann, wenn er glaubt Zeit zu haben, wenn er nicht gerade am Karren der Pflicht zieht und wenn er sich abseits ein wenig verschnaufen will von der Mühsal und Misere; überlegt man sich das nur ein einziges Mal im Ernst: so versteht man auch mit einem Male die allgemeine Angst vor der Zeit, die angeborene Furcht mit ihr allein zu sein, und die Beflissenheit sie totzuschlagen; so begreift man auch das Wesen aller Zerstreuungen, von den Taufschmausen über die Hochzeiten bis zu den umständlichen und lang hinausgezogenen Leichenfeiern; so betrachtet man selbst den männerverblödenden, frauenverödenden Sport nicht ohne Teilnahme; so läßt man schamhaft die am Sonntag Betrunkenen an sich vorbeiziehen, so lernt man den Wein als ein wirkliches Geschenk Gottes dankbar preisen und legt, wenn er etwa lacrimae Christi heißt, den geziemenden Sinn hinein; so zögert man, wo Menschen richtig froh sind, keinen Augenblick, sich wenigstens in Gedanken mitzufreuen, wenn anders es einem nicht gegeben ist, die Zeit in ihrer Gesellschaft hinzubringen; so wird man sogar alle die schmählichen Surrogate der Freude, alle die zahllosen Verzerrtheiten, die sich fälschlich Lustbarkeiten nennen, als armselige Versuche, der Zeit Herr zu werden, mit Rührung und Schmerz, aber ohne fertiges Verdammungsurteil mit ansehen; so wird man sich ein Vaterunser auch für jene Selbstmörder nicht lange überlegen, die, wie ihr Nachruf sagt, „trotz glücklichster materieller Verhältnisse" sich aus Langeweile getötet haben, indem sie vorzogen, in den Tod hineinzuspringen statt in den allezeit offenen Rachen der Zeit, dessen Durst sie doch nie zu stillen vermocht hätten; so gönnt man es von Herzen allen Wahnsinnigen, wenn sie, von ihrem Wahn beseelt, leichter durch die langen Jahre der Nacht hinträumen, und wird für diejenigen unter ihnen, welche den Jammer des täglichen Lebens auch im Irrenhaus nicht losgeworden sind, sondern ihn, in der grauenhaften Steigerung des Verfolgungswahnes oder der Tobsucht, noch weiter schleppen müssen, einen ruhi-

24 Vol. 5

gen und schnellen Tod erflehen; so wird man endlich auch voll tiefen Grames der Qual der Schlaflosigkeit gedenken, die wen immer sie heimsucht im eigentlichsten Sinne auf die Folter der Zeit spannt, bis er halbtot aber unerlöst daliegt, und die ihn durch seine überwachen Nächte wie durch die Flammen eines Fegfeuers, in dem er ein Gutteil seiner Sünden schon auf Erden büßt, mit grausamer Bedächtigkeit schleift: ja, der Schlaflose leidet am meisten durch die Zeit. —

Was übrigens meine Stellungslosigkeit betrifft, so ist sie, wie ich Ihnen zu meinem Leidwesen mitteilen muß, neuerdings durch ein Schreiben des Berliner Auswärtigen Amtes verstärkt worden. Dieses hat mein Gesuch abgelehnt, so gut es auch stilisiert war: ich hatte als Einleitung den mir von Georg Trakl verfaßten, auch Ihnen sattsam bekannten, Inseratentext benützt: Dr. phil., 28 Jahre alt, katholisch, verheiratet, des Französischen in Wort und Schrift vollkommen mächtig, auch des Italienischen und Englischen einigermaßen kundig u. s. w. Aber es war alles vergebens. Das Auswärtige Amt hat mich davon verständigt, daß Bewerber für den mittleren Konsulatsdienst die Gerichtsschreiberprüfung abgelegt haben müssen. Es besteht kein Grund, dem Amt zu grollen: Ordnung muß sein und die Ablehnung beweist mehr Verständnis für den Grundgedanken des reichsdeutschen Gemeinwesens als mein Ansuchen. Ich habe einmal eine Statistik gelesen, wonach jeder zwölfte Deutsche gerichtlich abgestraft ist; da könnte man es sogar billigen, wenn der Einfachheit halber von jedem Deutschen die Ablegung der Gerichtsschreiberprüfung verlangt würde. — Freilich hilft mir diese verspätete Erkenntnis nicht über die Tatsache hinweg, daß ich noch immer nichts bin, wie sich das Volk in solchen Fällen ausdrückt. Und dabei empfähle es sich meiner Ansicht nach selbst für besser gestellte Schriftsteller, eine Stellung innezuhaben. Sie werden mir zugeben, daß es keine entehrendere, ja tödlichere Bezeichnung gibt als die eines Berufsschriftstellers. Wo sie angewandt wird, handelt es sich übrigens allemal nur um Literaten; und das ist umso unnötiger, als es doch gerade für Literaten Stellungen in Hülle und Fülle gibt, allerdings wieder nur literarische; eine solche würde ich zwar nicht annehmen können, aber was zwingt einen Literaten, von derartigen Stellungen abzusehen, um sich dafür als Berufsschriftsteller zu bezeichnen?

Das verstehe wer kann. Für meinen Teil will ich noch eine Weile zuwarten; aber eher versuche ich alles, bevor ich mich Schriftsteller heiße. —

Ach, lieber Freund, ich nehme das Leben wahrhaftig ernst. Aber glauben Sie mir: niemals könnte ich es so wichtig nehmen, wie die Mehrzahl der Menschen tut. Das Leben ist gewiß kein Scherz (wenigstens für mich nicht); aber ist es deshalb eine Betriebswerkstätte? Wohin ich nämlich schaue, überall die gleiche Betriebsamkeit, die gleiche Wichtigtuerei; „allerorten herrscht regstes Leben und es entfaltet sich munterstes Treiben". Pfui Teufel!

Ich denke oft darüber nach, warum das die Leute so machen. Mir scheint, sie nehmen das Leben so wichtig, um nicht an den Tod denken zu müssen. Denn dieser scheint ihnen von allem das Schwerste zu sein und sie lassen sich daher in jeder Weise von dem Gedanken an ihn ablenken. Statt umgekehrt, wie billig wäre: denn wenn sie den Tod für so schwer halten, sollten sie doch möglichst oft an ihn denken, sich mit seiner Macht vertraut machen, damit sie, zu welcher Zeit er sie auch treffe, immer auf ihn gerüstet seien.

Oh welche Größe hat sich ehedem aus sterbenden Menschen kundgetan! — Wie würdig starben noch heute unsere Bauern, nach einem in so enger Rechtschaffenheit verbrachten Leben, ohne Klage und nur mit Sorgfalt darauf bedacht, das Zeitliche, aus dem sie fortgehen, geregelt zu hinterlassen! Und welches erhabene Beispiel ist uns neulich von jenem Nogi gekommen, der die Eil- und Leichtfertigkeit, mit der sich sein Volk verzivilisiert, mißtrauischen Auges mitangesehen, nach einem ältesten Gebrauch zurückgegriffen, und dem Volk so gezeigt hat, aus welcher überlieferten Größe heraus Port Arthur erobert worden ist! Wie vollends hat sich, und einem Heiligen gleich, Leo Tolstoi vollendet! —

Aber wozu brauche ich das Ihnen zu sagen, lieber Freund, der Sie gewiß in diesem Punkt eines Sinnes mit mir sein werden. Ich erinnere mich noch, daß neulich, kurz vor meiner Abreise, bei Ihnen über den Wert des einzelnen Menschenlebens gesprochen wurde; und, daß es nur ganz wenige Menschen gegeben hat, deren Mission sich heute noch als bedeutungsvoll genug erweist, um, auf ihre Mission hin, die Unverletzlichkeit des Lebens dieser Wenigen für notwendig erachten zu dürfen; wohingegen, im Allgemeinen, das Leben

des Einzelnen erst seinen wahrhaften Wert erhält durch die höhere Bestimmung, der es untergeordnet ist, in die es einmündet, und für die es, gegebenen Falles, hingeopfert wird.

Man ist versucht, an Napoleon zu denken; viele behaupten, er habe kein Recht gehabt, die ungezählten Tausende in den Tod zu führen, die, zum weitaus größeren Teil, so gern für ihn in den Tod gegangen sind. Freilich verbleibt ein kleinerer Teil, aus jenen bestehend, die es nicht gern getan haben. Und dann muß man hier auch alle miteinbeziehen, die gegen seine Armeen geführt worden sind, und, im Kampf gegen ihn, ungern den Tod erlitten haben. Das sind, alles in allem, jedenfalls auch ungezählte Tausende von Menschenleben.

Denen also, die gern für ihren Kaiser zu Feld gezogen und, wo nötig, gern für ihn gefallen sind, kann nur Felonie nachsagen, sie seien unglückliche Opfer eines unseligen Tyrannen gewesen; sie würden sich wohl im Grabe umdrehen, wenn sie eine solche Herabsetzung ihres Todes mitanhören müßten. Was im Uebrigen die mögliche Unseligkeit der Person des Tyrannen anlangt, so bin ich, für mich, überzeugt, daß sie hier nichts zur Sache tut. Denn nur ein Ungläubiger kann sich vorstellen, daß der nämliche Gott zwar keinen Spatzen vom Dach, aber viele hunderttausend Menschen wider seinen Willen auf dem Schlachtfeld fallen läßt. Das gibt es nicht. In irgend einer Weise muß dieser Tyrann eine göttliche Sendung in sich, und aus sich heraus in die Welt, getragen haben; denn die Menschen sterben sonst nicht leicht zu Tausenden für einen Einzelnen.

Es verbleiben freilich immer noch die vielen Tausende, die sehr schwer und ungern für und gegen Napoleon gefallen sind. Sie werden aber nicht glauben, lieber Freund, daß ich mir etwa, in Bezug auf diese, die platte, echt englisch-arithmetische Ansicht des Herbert Spencer zu eigen mache, die da aus einer seiner Bemerkungen spricht (wörtlich weiß ich sie nicht mehr): Was redet man immer von den Opfern der französischen Revolution. In der Revolution sind etwa achtzehntausend Menschen getötet worden, in den napoleonischen Kriegen insgesamt über eine Million. — Wie wahr sieht das aus und wie falsch ist es doch! Das kommt davon, daß hier die Opfer der Guillotine und des Schlachtfeldes

rein numerisch verglichen sind; während man sie höchstens moralisch zu einander vergleichen könnte: indem diese Million gefallene Soldaten eher durch ihren Tod dargetan haben, daß sie dem Geist der ermordeten Achtzehntausend verwandt waren, aber nicht dem ihrer Mörder.

Indes verbleiben immer noch die vielen Tausende, die in die Napoleonischen Kriege gegen ihren Willen geführt und sehr ungern darin gefallen sind. Diese vielen Tausende verbleiben überdies in jedem Krieg, aus allen früheren Zeiten, heute, und in alle Zukunft. — Uns steht nicht zu, aus den Worten, mit denen Friedrich der Große ein zurückweichendes Regiment an seine Ehre erinnerte und anrief: „Ihr Kerle, wollt ihr denn ewig leben!“ — eine Sentenz zu ziehen: denn solche Zeiten wie die seine, solche Führer wie er, waren von einer Stärke der inneren Gewißheit über den Wert des einzelnen Menschenlebens (und was ihm Wert geben kann) getragen, die unserer Gegenwart ferner ist als die zwei Jahrhunderte, die sie zeitlich davon trennen. Damals fragte man: wodurch erhält das Menschenleben Wert, und zögerte nicht, im Tod des Kriegers eine Werterhöhung seines Lebens zu sehen. Heute fragt man: wieviel ist das einzelne Leben wert (was schon beinahe so klingt wie „quanto costa?“), darf es durch Kriege auf's Spiel gesetzt werden, darf man überhaupt noch Kriege führen? Und die Frage, welches das menschlichere Ende eines Menschen sei, scheint dermalen einseitig zu Gunsten des Bettes beantwortet zu werden.

Das Problem: ob es ein Recht gebe, Menschen in Krieg und Tod zu führen, kann, wie alle Menschheits-Probleme, nur durch die Tat entschieden werden. Wenn jetzt wirklich der Krieg von einem verfeinerten Bewußtsein, von dem freilich im Uebrigen derzeit noch nichts, aber schon gar nichts zu verspüren ist, als Mord empfunden wird, so werden die Träger solcher Empfindungen, wenn diese echt und stark sind, damit eines Tages so sicher durchdringen wie noch alles Echte durchgedrungen ist. Das wird sich also zeigen. Und soweit ich davon entfernt bin, zu einem Krieg mithetzen zu wollen, so unerschütterlich und felsenfest bin ich überzeugt, daß die Heere, die ihn, wenn er kommt, austragen, menschenwürdig sich erweisen werden. Denn was der Soldat tut, kommt nicht aus dem Willen zu Gewalttat

und Gewalttätigkeit; und der Mut des Soldaten entspringt nicht der Mordwut, sondern vielmehr der Unterordnung, der Demut, welche die christlichste aller christlichen Eigenschaften ist. Tolstoi mit einigen anderen ausnehmend (denn was hätten diese mit der Allerweltsfriedensmoral zu schaffen!) glaube ich, daß die neue Moral einstweilen auf der ganz gewöhnlichen Angst beruht, diese jedoch durchaus nicht etwa auf der Feigheit der Völker oder auf ihrem Abscheu vor dem Krieg, sondern einzig und allein auf der Börse, von der aus man jetzt beginnt, die Völker regieren zu wollen. Die innere Sittlichkeit des Krieges wird erst dann aufhören, wenn der Krieg von der Börse beschlossen oder verhindert werden wird. (Aber auch dann noch natürlich werden Soldaten Gott wohlgefälliger sein als Börsenleute).

Wehe, wenn einmal der Thron selbst sich zur Börse bekennt! denn damit wird auch er dem Kurswert unterworfen sein, und wahrlich, dann wird er eine dauernde Baisse erleben. Natürlich: um „wirtschaftlicher Werte" willen — verflucht seien die Geschichtsschreiber, die das menschliche Geschehen nur auf wirtschaftliche Bewegungen zurückführen! — um „wirtschaftlicher Werte" willen kann man keine Treue, keine Stabilität verlangen. Die Wirtschaftssachen sind eben zu unsicher dafür. (In der Wirtschaft ist der Wirt der Herr, der ist kein Monarch und darf für das Gebotene zwar Bargeld, aber keine Treue verlangen).

Darum meine ich: wenn man heute „Deutschlands gefährdete wirtschaftliche Interessen in Syrien oder Armenien" zum Feldgeschrei eines Krieges erheben wollte, so dürfte man damit eine gehörige Blamage erleben; denn mit solchen Interessen, und wären sie hundertmal größer als sie sind, lockt man keinen Hund hinterm Ofen vor; und der Soldat, der unter dieser Parole kämpft, der tut es nur, weil er brav und gehorsam ist, aber ohne Begeisterung und nicht der schäbigen Parole zuliebe. — Eine kapitalistische Welt wird zur Not eine Polizei in Treue fest halten können (aber auch nur solange, bis einer kommt, der sie besser bezahlt), mit Soldaten jedoch wird es schwer halten. Versteht sich: man kann unter dem Zeichen des Kreuzes und, wie die Weltgeschichte zeigt, wohl auch unter dem des Halbmondes sterben und siegen; aber wenn in den Wolken das goldene Kalb auftaucht, werden die Krieger sagen: das

kennen wir, larifari ſchaſtiquaſti, das iſt Zivil, man ſollte es lieber abſtechen.

Mit einem Wort: ich meine, daß das Leben des einzelnen Menſchen dann einen unantaſtbaren Wert darſtellen wird, wenn es keine höheren Werte, in die es einmünden könnte, mehr geben wird; alſo dann, wenn die Welt einmal nur mehr von der Börſe aus regiert wird. Denn von da ab treten höhere Werte, aus Ekel, ganz von ſelber außer Kurs; von da ab wird die ganze Welt den Tod eines einzigen braven Soldaten nicht mehr wert ſein; von da ab wird der Krieg auch ein Mord ſein — wenn er nicht etwa dazu geführt würde, die Welt der Börſe wieder umzurennen und lieber das abſolute Chaos an die Stelle ſolcher Werte zu ſetzen.

Ja, lieber Freund, wir leben in einer Zeit, wo es vonnöten iſt, ſich die einfachſten Dinge (die ſich jahrhundertelang von ſelbſt verſtanden haben) zu Bewußtſein und Verſtändnis zu bringen, auf die Gefahr hin, dem Spotte zu verfallen. Dies iſt nämlich gerade der Mut, den wir vor unſerer Zeit haben müſſen: ihr Grinſen über uns mit Gelaſſenheit zu ertragen. Mag alſo der eine darüber mit den Augen zwinkern, daß die Fehler unſeres Lebens nicht mit dem, was wir für gut und recht halten, zu vereinen ſeien; ein anderer darüber, daß auch die Menſchen, die wir verehren, Fehler in ihrem Leben begangen haben; ein dritter mag beſpötteln, daß ſelbſt Inſtitutionen, die wir hochhalten, auf eine niedrige Weiſe vertreten werden; ein vierter mag über ein Viertes witzeln, ein fünfter wieder über anderes, und ſo jeder nach ſeiner Art! — was verſchlägt das! Ce qui importe, ſagt Carnot, ce ne sont point les personnes, mais les choses. Auch an uns liegt nichts. Und der Ernſt unſerer Sache allein kann uns für die Unzulänglichkeit und Fehlerhaftigkeit unſerer Perſon entſchädigen.

Was aber unſere Sache anlangt, ſo brauchen wir uns ihretwegen gar nicht um das Grinſen der Zeit zu bekümmern. Wozu denn auch! Die Zeit wird nämlich jederzeit von Karl Kraus erledigt. Wir hüten uns, ihm dreinzupfuſchen. Wir wollen lieber, hinter ihm her, die Welt bebauen, die er — wie ich neulich geſagt habe — vom Schutt gereinigt hat. Und wenn wir da, in gewiſſem Sinne, auch

manchmal ernten, was er gesät hat, so bieten wir ihm dafür doch auch manche gutgewachsene Feldfrucht dar . . .

Wir also wollen uns in dieser Richtung nicht sonderlich bekümmern. Allerdings wird es sich herausstellen, daß wir dem Leben der Zeit nicht recht zugewandt sind. Aber sagen Sie selbst: was hülfe es etwa mir, mein Angesicht dieser Zeit und ihrem Leben zuzuwenden? Mein Geist würde sich abwenden, wie überhaupt der Geist sich vielfach von dem abwendet, was dem sogenannten Leben zu heftig zugewandt ist. Nicht wahr, gerade darum tut sich Berlin so hart mit der Kunst, wogegen es wundervolle Aborte hat. Suum cuique! sage ich da. Uebrigens ist ja dortselbst auch die Döberitzer Heerstraße nicht zu verachten: sie führt die Soldaten aus Berlin hinaus, bis nach Paris, wenn dazu Befehl kommt; zurückgebliebenes Zivil besetzt die Aborte.

Genug von Berlin! Sagen Sie Gläubigern wie Gläubigen, ich schlafe noch immer postlagernd . . .

Ihr

Karl Borromäus Heinrich

Druckfehler-Berichtigung

Der Aufsatz „Vom Wort und den Symbolen" von Franz Baumgartner in Heft 8 enthält eine Anzahl sinnstörender Druckfehler, die im folgenden berichtigt seien. Es muß heißen:

S. 325, Z. 3 v. o.: Die Zahl derer (statt „der")
S. 326, Z. 14 v. u.: mit dem Tönen (statt „den")
S. 331, Z. 14 v. o.: um sich später daran . . . zu erinnern (statt „dann")
S. 337, Z. 2 v. o.: und das Beben (statt „Leben")
S. 338, Z. 5 v. u.: Eines sieht nach mir (statt „sucht")
S. 339, Z. 3 v. o.: Gedenkens (statt „Gedankens")
S. 340, Z. 11 v. o.: das ich ausgoß (statt „ist")
S. 341, Z. 12 v. u.: sehen und greifen (statt „preisen")

Weiters muß auf S. 339 Zeile 4 v. u. lauten: „Das alles hab ich hundertfach durchlebt. In ihm finde ich mich zurecht", während die an dieser Stelle fälschlich eingehobene Korrekturzeile als letzte dieser Seite zu gelten hat.

In der Abhandlung „Philistrosität, Realismus, Idealismus der Kunst" von Hermann Broch (Heft 9) muß es auf S. 414, Z. 5 v. o. statt „dämonisch, Scherzo" richtig „dämonisches Scherzo" heißen.

In den nächsten Tagen erscheinen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine
Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

:: Bestellungen ::
durch jede Buchhandlung
oder direkt beim Verlag

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppelnummer 368/369 (60 Heller.):

Glossen / Notizen / Verbrecherische Irreführung der Neuen Freien Presse oder Störung ernster Männer in der Erfüllung schwerer Berufspflicht

Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN